

Warum starb Omar Mamani?

Indigene Justiz in Bolivien

Roland Schulz, Geo, 01.07.2012

Er war allein, als er den Schrei hörte. Es waren drei Worte. Sie bedeuteten den Tod. Dies war nicht sein Viertel, er war fremd hier. Die Stimme gellte die Straße entlang, drei Worte, immer die gleichen drei Worte. „Ratero, ratero, vos eres ratero.“ Dieb, Dieb, ein Dieb bist du. Sie griffen sich ihn in der Calle Narciso Campero, einer der wenigen gepflasterten Straßen dieser Gegend. Es war ein Dienstag im Februar, Viertel vor fünf am Nachmittag. Die Straßen von Alto de la Alianza, einem Armenviertel im Schatten des Flughafens von La Paz, Bolivien, lagen fast leer. Wer Arbeit hatte, arbeitete. Wer keine hatte, war welche suchen. Bislang hatten nur die nächsten Nachbarn auf die Rufe reagiert. In den Akten der Polizei wurde später festgehalten: allesamt Frauen. Sie umstellten ihn. Sie nahmen, was zur Hand war, darunter eine leere Flasche, und schlugen auf ihn ein. Er wehrte sich nicht. Bald waren auch die Männer des Viertels da.

„Wir haben nur Gerechtigkeit geübt“, sagt Juan Pablo Gonzales, beschuldigt des Mordes an Omar Mamani, den sie einen ratero schimpften.

„Sie haben das Gesetz in ihre eigenen Hände genommen“, sagt María Mamani, Mutter eines getöteten Sohnes.

Die Männer bauten sich auf, eine Mauer aus Menschen. In ihrer Mitte, vor aller Augen bezichtigt, der Dieb. Er blieb nicht lange auf den Beinen. Sie schlugen ihn, und als ihn die Schläge zu Fall brachten, holten sie Schwung und traten in seinen Leib. Sie schrien ihn an, wo seine Beute sei und wo seine Kumpane. Er antwortete nicht. Sie rissen ihn hoch, um ihn zu durchsuchen. Er hatte einen Beutel trocken Brot bei sich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und eine Tüte Milch, wie sie für Schulspeisung verwendet wird. Man betrachtete dies als Beweis, der Schuft habe auch Schulkinder ausgeraubt. Ein Ruf wurde laut. Einen Strick, wer hat einen Strick?

„In diesem Viertel verteidigst du dich selbst, oder die Verbrecher bringen dich um. So einfach ist das“, sagt Juan Pablo Gonzales, 30 Jahre, Busfahrer und Beschuldigter im Fall M.P. 0606/09, versuchter Totschlag im Verbund mit anderen. „Ganz Bolivien spricht nur noch über Gerechtigkeit. Aber bitte – wo ist sie denn, die Gerechtigkeit?“, sagt María Mamani, Mutter des Toten, 47 Jahre, Tuchhändlerin, Nebenklägerin im Verfahren gegen Juan Pablo Gonzales und Komplizen.

Auf die Schnelle war kein Strick aufzutreiben. Aber ein Knüppel. Die Menge war auf 50 Menschen angewachsen, darunter der Anführer der Nachbarschaftsvereinigung. Er gab Befehl, den Dieb auf die anliegende Plaza 26 de Mayo zu schaffen, einen Platz mit Fußballfeld, Schaukel und Fahnenmasten. Erregung erfasste die Menge. Die Plaza, das bedeutete: Justicia Comunitaria, Gemeinschaftsjustiz.

„Justicia Comunitaria, das ist eine Art, Recht zu sprechen“, sagt Juan Pablo Gonzales. Er sitzt in seinem Bus, einem alten Dodge, an dessen mit Aufklebern übersäten Fenstern das Symbol von Yin und Yang in Flammen aufgeht.

„Justicia Comunitaria ist in meinen Augen Lynchjustiz“, sagt María Mamani. Sie sitzt im alten Zimmer ihres Sohnes, in dem sie nun immer näht; zu ihren Füßen ein durchsichtiger Sack aus Plastik, mit verkohlter Kleidung gefüllt.

Mehr und mehr Menschen kamen, angelockt von der Aussicht, einen Verbrecher zu strafen. Vergeltung dieser Art wird in den Armenvierteln von El Alto häufig geübt, aber in Alto de la Alianza lag der letzte Fall Jahre zurück. Damals nannte sich der Staat Bolivien noch Republik, und die Verfassung verbot jede nicht von staatlicher Seite ausgeübte Gerichtsbarkeit. Aber es war Gewohnheit, in ländlichen Gemeinden Streit nach Sitte der Ahnen zu schlichten: durch das Urteil der traditionellen Autoritäten. Wer in die Städte zog, nahm dieses Rechtsverständnis mit sich, auch wenn es dort keine alten Autoritäten gab. Während das Recht der Ahnen auf dem Land

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

weiter wirkte, verwilderte es in den Städten zu Selbstjustiz. Deren Symbol waren Puppen, die von den Strommasten hingen, um Verbrecher abzuschrecken. Von Staats wegen blieben alle diese Arten der Justiz verfemt, man sprach abschätzig von indigenem Gewohnheitsrecht, Justicia Comunitaria. Jetzt aber war die Situation eine andere.

„Unsere Justiz hat jetzt ihren eigenen Rang bekommen“, sagt Isabel Ortega, Ministerin für Indigene Justiz. Ihre Amtskleidung ist Rock und Hut und Schultertuch, die alte Tracht ihres Volkes, der Aymara.

„Bolivien ist jetzt praktisch ein Staat ohne Gesetz“, sagt Eduardo León, Anwalt der Mutter, sein Anzug ist grau, seine Krawatte ist grau, sein Siegelring golden.

Dienstag, 10. Februar. In den Herzen der Menschen von El Alto hallten die Worte nach, die der bolivianische Präsident Evo Morales ihnen zugerufen hatte: Es lebe die neue Verfassung, es lebe das neugeborene Bolivien! Diese Verfassung, im Jahr 2009 mit Pomp und Parade in Kraft gesetzt, kannte keine Republik Bolivien mehr, sondern sprach von einem plurinationalen Staat, der seinen indigenen Völkern die Rechte zugestand, die ihnen so lange vorenthalten worden waren: Kultur, Land, Sprache. Und, Artikel 179, Absatz II: die Gleichstellung der indigenen Gerichtsbarkeit mit der staatlichen Justiz.

„Ama suwa. Ama llulla. Ama qhilla“, sagt Isabel Ortega, Ministerin des neugeborenen Bolivien, schlägt ein Tuch über ihren breiten Schreibtisch, streut Kokablätter darauf. „Sei kein Dieb. Sei kein Lügner. Sei kein Taugenichts. So sagen es die Prinzipien.“ Ihre Finger fahren durch die Blätter. „So besinnen sich unsere Richter. Sie sind immer zu zweit, Mann und Frau, Mallku und Mama Talla. Unsere Rechtsprechung ist alt. Sie ist älter als die Justiz, die mit den Spaniern kam.“

„Was sagt das Gesetz?“, fragt Eduardo León, Doktor der Rechte, zieht die neue Verfassung aus dem Regal, zitiert Artikel 190ff: Jedes indigene Volk hat das Recht auf eigene Gerichtsbarkeit. Dann schlägt er Artikel 5 auf, Amtssprachen sind folgende indigene Idiome: Aymara, Araona, Baure, Bésiro, Canichana, Cavineño, Cayubaba, Chácobo, Chimán – „und das ist nur bis Buchstabe C. Hier stehen 36 Sprachen. Das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sind 36 divergierende Vorstellungen von Recht. Wir leben jetzt in einem Chaos der Gerichtsbarkeiten.“

Auch die Menschen in Alto de la Alianza feierten die Verfassung. Sie wussten wenig mit jenen unbestimmten Artikeln über indigene Gerichtsbarkeiten anzufangen. Es war egal. Sie erlebten einen historischen Moment! Die Stadt schwirrte vor Erregung. Es war Dienstag, 10. Februar. Justicia Comunitaria stand jetzt in der Verfassung. Und auf der Plaza 26 de Mayo krümmte sich ein Dieb.

„Der Vorteil: Wo die normale Justiz Jahre braucht, schafft die Justicia Comunitaria in Minuten Gerechtigkeit“, sagt Juan Pablo Gonzales, der Busfahrer.

„Das Schlimmste? Mein Sohn hat sich die Spitze seiner Zunge abgebissen, so stark waren die Schmerzen“, sagt María Mamani, Mutter von sechs Kindern.

Gerechtigkeit in ein paar Minuten?

Es war fast fünf Uhr am Nachmittag. Wie ein Wulst umschloss die Menge die Fahnenmasten auf der Plaza. Zu ihren Füßen lag der Dieb. Bewusstlos. Zwei Zeugen schilderten später, ein einzelner Mann habe dann wie von Sinnen auf Körper und Kopf des Diebs eingeschlagen, jeden Hieb mit einem Schrei begleitend: Rede! Rede! Rede! Der Busfahrer von Linie 501, Juan Pablo Gonzales.

„Es ist einfach“, sagt Juan Pablo Gonzales, Teilhaber der Transportgesellschaft Heiliger Christophorus. „Wenn es zu Justicia Comunitaria kommt, versammeln wir uns. Wenn ein Nachbar sagt, der ist ein Dieb, dann ist er ein Dieb.“

„Welcher Dieb ist so dumm, am Ort des Diebstahls stehen zu bleiben?“, ruft María Mamani, Besitzerin eines Handkarrens, von dem sie ihr Tuch verkauft. „Wenn mein Sohn ein Dieb gewesen wäre, er wäre doch geflohen! Wie können sie sagen, er ist ein Dieb?“

„Das ist ein Votum des Vertrauens“, sagt Juan Pablo Gonzales. „Es gibt keinen Grund, einem Nachbarn nicht zu glauben. Dieser Mamani, der hatte meine Freundin mit einem Messer bedroht und Geld geraubt.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Zeigt mir die Dinge, die er geraubt haben soll!“, ruft María Mamani. „Zeigt mir das Messer! Zeigt mir das Geld! Wo ist es? Die Polizei hat nichts gefunden!“

Kurz nach 17 Uhr knackte das Funkgerät, und ein knapper Befehl der Zentrale klang durch den Jeep mit dem Rufzeichen N-6, einer Einheit der Funkstreife El Altos. Der Empfang war schlecht wie immer: N-6, N-6, ein RP-17, ein RP-17, kommen. Das Kürzel RP-17 bedeutet: verdächtige Person. Ein in der Praxis kaum benötigter Code, da El Alto keine Stadt ist, in der die Polizei auf die Meldung verdächtiger Personen hin ausrückt. Es gibt neun funktionstüchtige Streifenwagen für knapp eine Million Einwohner. Die Polizisten sind deswegen dazu übergegangen, RP-17 als Code für Fälle von Lynchjustiz zu verwenden. Die Beamten wissen, auf Polizeifunk hören alle mit. Besser, man verschlüsselt manche Fälle. Ein RP-17 bedeutet der Erfahrung nach, einem Mob von 100 Personen und mehr gegenüberzutreten. Mit Absicht gab die Zentrale das Ziel über Handy durch: Dritter Distrikt, Alto de la Alianza, angeblich auf der Plaza, Notruf anonym.

„Der Anruf kam von einem der zwei späteren Zeugen“, sagt Gonzalo Huanca, Ermittler der Mordkommission. Sein Oberkörper steckt in einer schweren schwarzen Jacke, vorn das Holster, hinten fünf fluoreszierende Buchstaben: FELCC. Kriminalpolizei. Er lacht bitter. „Manchmal rufen sie uns noch an.“

Wenig später ging ein zweiter Notruf ein, eine Frau zeigte einen Raubüberfall an. Sie gab an, in Alto de la Alianza zu wohnen, an der Plaza. Die Zentrale entsandte einen zweiten Wagen, RP-17, Gefahr der Eskalation. Einheit N-4 rückte aus.

„Die Leute sagen, sie glauben nicht mehr an die Justiz“, sagt Gonzalo Huanca, 30 Jahre, drei davon in der Mordkommission. „Sie wollen, dass die Strafe schnell ist, direkt und vor allem hart. Dann schnappen sie einen, den sie für einen Dieb halten.“ Er öffnet eine Akte, blättert ein paar Fotos hin. „Und irgendjemand fängt an.“

Es war Viertel nach fünf. Um die Schmerzensschreie des Diebes zu stoppen, stopfte man einen Stoffetzen in seinen Mund. Das Gerücht ging um, die Hundertzehn werde gleich hier sein. So nennen sie die Funkstreife. Es ist nicht klar, wer in diesem Augenblick die Wortführer der Menge waren. Sicher ist, dass sich in die Erregung des

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mobs ein Gefühl der Eile mischte. Angeblich kam es zu einer hastigen Abstimmung. Dann leerte eine junge Frau eine Flasche Brennspiritus über Beine, Oberkörper, Arme und Gesicht des Diebes. In diesem Augenblick erreichte Streifenwagen N-6 die nördliche Ecke der Plaza. Es war eine alte Witwe, die das Streichholz anriss.

In dem Verschlag, den er Büro nennt, sitzt der Ermittler Gonzalo Huanca, Bilder vor sich, über die er mit seiner Frau, seiner Familie, seinen Freunden nicht sprechen kann. Stumm schiebt er die Fotos über den Tisch.

„Ich weiß, was Sie denken“, sagt Ramiro Molina, der seine Heimat Bolivien erst als Philosoph zu begreifen suchte und dann als Wissenschaftler. Er ist Direktor des Museums für Ethnographie in La Paz. Nur wenige verstehen die Vielfalt der indigenen Völker Boliviens so gut wie er. „Ich kenne die Vorurteile, die jeder Lynchmord hervorruft“, sagt er. „Aber dabei wird etwas übersehen.“

Flammen am Fahnenmast

Kaum abgesehen, sah sich Streife N-6 einer tobenden Menge gegenüber. Sie bahnten sich ihren Weg zu den Fahnenmasten. Aber es dauerte, die Flammen zu ersticken. Erstaunt stellten die Polizisten fest, dass das Opfer bei Bewusstsein war. Sie hörten den jungen Mann eine Adresse sagen. Es klang wie auswendig gelernt. Auch fielen den Polizisten die gekrümmten Finger auf. Es sah aus, als sei der Mann verkrüppelt gewesen.

„Aufgrund der Aggressivität der Menge zogen sich die Beamten zurück“, sagt Gonzalo Huanca, die Einsatzprotokolle in der Hand. „Niemand zeigte einen Raub an. Niemand machte eine Aussage über die angebliche Tat des Opfers.“

„Was ist indigene Justiz?“, fragt Ramiro Molina. Er sitzt in seinem Museum, alte Mauern, gefüllt mit Boliviens Vergangenheit: Masken, Federschmuck, Keramik. „Sie ist ein Rechtssystem. Was macht ein Rechtssystem aus?“ Seine Gedanken sezieren die Frage, das ist sein Feld, politische Philosophie, angewandt auf die alten sozialen Strukturen der Anden. „Autoritäten, die legitimiert sind. Normen, die bekannt sind. Verfahrensweisen für die Lösung von Konflikten. Und Sanktionen. Alle diese Merkmale besitzt die indigene Justiz – allerdings anders, als wir es gewöhnt sind.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit Blaulicht brachte Streifenwagen N-6 das Brandopfer ins Hospital Boliviano Holandés, dabei seine dürren Daten per Funk durchgebend: Opfername Omar Mamani, Alter geschätzt Anfang 20.

„Ich habe es gespürt, das Herz einer Mutter spürt das“, ruft María Mamani. Sie weint. „Mein Sohn! 26 Tage fehlten noch, 26 Tage, dann hätte Omar Geburtstag gehabt.“

„Ja, klar habe ich mitbekommen, dass sie den Typen verprügelt und verbrannt haben“, sagt Juan Pablo Gonzales, Busfahrer der Linie 501. Er lächelt. „Ich war da aber nicht beteiligt. Ich habe Zeugen.“

In seinem Büro sitzt Ramiro Molina, im Rücken moderne Kunst, im Blick die alte Rechtskultur der Anden. „Grundlage für Gerechtigkeit ist die Gemeinschaft“, sagt er. Seine Gesten zeichnen das Bild einer indigenen Gemeinschaft, wie sie in den Anden Ayllu genannt wird: klein, familiär, vertraut – vielleicht ein Dorf, vielleicht die Menschen eines Tals.

Jeder in dieser Gemeinschaft kann und wird einmal ihr Oberhaupt und damit auch ihr Richter sein: Alle Macht fällt in der Person des Mallku zusammen – doch diese Macht rotiert durch die Gemeinschaft, Jahr für Jahr. Was erlaubt und was verboten ist, wird von Generation zu Generation weitergegeben. Beim Verstoß gegen diese Gesetze kommt die gesamte Gemeinschaft zusammen, um über die Konsequenzen zu beraten.

„Eine Gemeinschaft, in der jeder die Tat und ihre Auswirkungen sehen kann, in der jeder den Beschuldigten und seine Geschichte kennt“, sagt Ramiro Molina. „Interessant ist daher das Verständnis von Konfliktlösung: Es geht um eine aussöhnende Lösung, die das Gleichgewicht in der Gemeinschaft wiederherzustellen versucht.“ Er spricht bedacht und konzentriert, seine Stimme leise.

„Wichtig ist der Maßstab: Das sind juristische Akte, die sich in kleinen Gemeinschaften abspielen. Aber manche Dörfer, die vor 30 Jahren 1000 Einwohner hatten, haben nun 10 000. In den urbanen Übergangszonen und Städten kann man aber schlecht von indigener Justiz sprechen – es gibt die dafür nötige Gemeinschaft kaum“,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sagt Ramiro Molina. „Diese Lynchfälle – sie sind gerade keine indigene Rechtsprechung. Das wissen in Europa aber nur wenige.“

Als der zweite Streifenwagen N-4 an der Plaza ankam, zerstreute sich die Menge. Das Polizeiprotokoll verzeichnet anhaltend aggressives Verhalten gegenüber den Einsatzkräften. Die Polizisten stellten fest, dass der zweite Notruf von der Geliebten eines Juan Pablo Gonzales kam. Sie gab an, von zwei Männern mit Messern bedroht und beraubt worden zu sein, als sie sich allein im Haus aufhielt. Sie habe sich losreißen können und kurze Zeit später einen der Diebe auf der Straße erkannt. Sie habe geschrien: Dieb, Dieb. Dann sei sie in Ohnmacht gefallen. Eine Durchsuchung erbrachte, im Haus des Gonzales gebe es keine Anzeichen eines Raubes. Der Staatsanwalt leitete Ermittlungen gegen Unbekannt ein. Vorwurf: versuchter Mord.

„Das ist der größte Witz“, sagt Juan Pablo Gonzales, der Busfahrer. „Sie sagen, wir sind die Schuldigen. Welche Beweise haben sie denn?“

Die Ärztin im Hospital Holandés weigerte sich, Omar Mamani aufzunehmen: Das Krankenhaus habe keine Station für Brandverletzungen. Omar Mamani lag 25 Minuten auf dem Boden vor der Tür der Notaufnahme. Dann verlegten sie ihn. Hospital de Clínicas, im nahen La Paz, Abteilung Plastische Chirurgie und Verbrennungen. Als seine Mutter am Abend zu ihm vorgelassen wurde, sagten die Ärzte, sie müsse nun stark sein. Sonst sagten sie nichts. Bei der Aufnahme hatte der Arzt, als es ans Abschätzen der verbrannten Hautfläche ging, den Vordruck gar nicht erst ausgefüllt, sondern nur schnell die Silhouette eines Menschen schwarz schraffiert. Omar Mamani bekam Bett neun, Erstdiagnose: Verbrennungen II. und III. Grades im Gesicht, auf Hals, Brust, Bauch, Ober- und Unterarm, Leistengegend, Schenkel, Knien und Genitalien, Haut beider Hoden geplatzt. Man gab der Mutter ein Bündel Rezepte.

„Er warf den Kopf hin und her, er konnte nicht mehr sprechen“, weint María Mamani, die Mutter. „Ich habe seine Stimme nie mehr gehört.“

Da alles Ersparte in der Apotheke nicht reichte, machte María Mamani Schulden, Zinssatz 27 Prozent. Die Ärzte schickten sie Cloxacillin kaufen, in der Klinik dann Ringer-Lactat-Lösung, Ketorolac, Dexamethason, die Ärzte fragten sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nach Vorerkrankungen. Da erzählte María Mamani, wie ihr Sohn, als er ein Junge war, schlechtes Schweinefleisch gegessen hatte. Die Parasiten waren bis in Omars Gehirn gelangt. Der Junge, als Kind der beste Torwart des Viertels, wurde fahrig, bekam Anfälle, vergaß danach Weg und Ziel. Meist fand die Mutter ihn dann an einem Fußballfeld. Sie schärfte ihm ein, stets seinen Namen zu sagen und seine Adresse. Im Krankenhaus stellte man fest: Er hat Epilepsie.

Bedächtig legt der Anwalt Eduardo León drei Bücher auf seinen Schreibtisch, die Verfassung, das Strafgesetzbuch, die Strafprozessordnung. „Der Fall Omar Mamani“, sagt er, „ist nicht irgendein Fall von Lynchjustiz.“ Von der Wand blicken seine Idole, ein Ölbild Che Guevaras, ein Plakat der Beatles, die Eule der Göttin Athene. „Diese Tat ist exemplarisch.“ Er zieht eine Liste hervor. Jeder Absatz beschreibt einen Fall von Lynchjustiz in Bolivien, von 2006 bis 2009. Es sind 83 Fälle. Eine private Erhebung. Es gibt keine amtlichen Statistiken. Niemand weiß, wie viele Fälle es genau sind. „Aber immer, wenn ein Mob Exzesse verübt, versuchen die Täter danach, sich mit der Justicia Comunitaria zu rechtfertigen. Diese Regierung hat nicht nur die indigene Justiz legalisiert, sondern die Lynchjustiz gleich dazu.“

Mittwoch, 11. Februar. Patient 0107270, 17.45 Uhr. Atem- und Herzstillstand. Wiederbelebung erfolgreich. Donnerstag, 12. Februar. Patient 0107270, 14.08 Uhr. Atem- und Herzstillstand. Wiederbelebung erfolgreich. 14.35 Uhr. Atem- und Herzstillstand. Wiederbelebung nicht erfolgreich. Omar Mamani war tot. Er wurde 22 Jahre alt.

Schweigend lässt die Ministerin Isabel Ortega ihre Finger durch die Kokablätter fahren, sie sucht Worte, sie sucht Kraft. „Diese Selbstjustiz“, sagt sie, „darf nicht mit unserer Rechtsprechung verwechselt werden.“ In ihrem Rücken hängt das Symbol ihrer Macht, die vielfarbige Wiphala, Fahne der indigenen Völker Boliviens, davor das Porträt des Präsidenten, ein Aymara wie sie. „Indigene Justiz lyncht nicht“, sagt sie. Sie erinnert sich an einen Fall, da ermordete ein Mann einen Widersacher. Sein Dorf entschied sich dagegen, die staatliche Justiz anzurufen und den Täter ins Gefängnis werfen zu lassen. Das Dorf hatte Sorge, noch mehr Zwietracht zu säen: Die Familie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

des Opfers wäre ohne Ausgleich, die Familie des Täters ohne Ernährer. Man verurteilte den Mann, acht Jahre für die Familie seines Opfers zu arbeiten und Frieden zu schwören. „Das ist die wahre indigene Justiz. Wir lehnen jede Form von Lynchjustiz ab. Jeder, der lyncht, muss vom Staatsanwalt angeklagt und von den Richtern verurteilt werden.“

María Mamani nahm den Leichnam ihres Sohnes mit sich, kleidete ihn in den Farben des Himmels und bahrte ihn in seinem alten Zimmer auf. Omar Mamani, Bürger eines neugeborenen Boliviens, wurde am 13. Februar in San Roque begraben, dem Dorf, aus dem seine Familie stammt. Dann sammelte seine Mutter seine Habseligkeiten und verbrannte sie, wie es die Ahnen verlangen. Sie wartet bis heute darauf, dass die Justiz Boliviens im Fall M.P. 0606/09 ein Urteil fällt.